

Aufsätze

Achim Landwehr

Zeit und Militär in der Frühen Neuzeit. Unsystematische Beobachtungen

I. Synchronisationen

Vielleicht kommt sie einem zuerst in den Sinn, wenn man an das Militärische denkt: die alltägliche Zeitorganisation des kriegerischen Lebens. Selbstredend muss ein entsprechender Apparat aus Menschen und Materialien zeitlich getaktet, im Idealfall sogar gleichgeschaltet werden. Aber gerade für frühneuzeitliche Armeen versteht sich das nicht von selbst. Synchronisation gibt es nicht, sie muss erarbeitet werden. Wann also kam der Einsatz zeitlicher Organisationsformen zur Optimierung des militärischen Apparats auf? Oder besser gefragt: Wann wurde die zeitliche Disziplinierung unter welchen Umständen wie intensiv eingesetzt? Denn erfinden musste man solche Organisationsformen nicht mehr. Man musste sich ihrer Bedeutung gewahr werden.

Genau in solchen Fällen kann eine Geschichte des Zeitwissens und der Zeitregime ihre Möglichkeiten ausspielen, indem sie aufzeigt, unter welchen kulturellen Bedingungen die Ressource ‚Zeit‘ auf welche Weise genutzt wurde.¹ Dann ist es auch alles andere als eine Detailfrage, wenn man wissen will, wie Dienstzeiten und Lebenszeiten im Militär organisiert wurden, wie Tagesabläufe funktionierten, wie man beispielsweise eine Schlacht zeitlich organisiert, wie der Drill zum

¹ Vgl. Achim Landwehr (Hrsg.), Frühe Neue Zeiten. Zeitwissen zwischen Reformation und Revolution, Bielefeld 2012; Alexander T.C. Geppert, Till Kössler (Hrsg.), Obsession der Gegenwart. Zeit im 20. Jahrhundert, Göttingen 2015.

Einsatz kommen kann, welche Rolle Uhren, Kalender oder andere Zeitmedien hatten oder – für den militärischen Bereich von besonderer Bedeutung – wie man mit der Zeitkunst schlechthin, nämlich der Musik umgegangen ist.

Man kann angesichts der zeitlichen Organisation des militärischen Alltags nicht nur fragen, wann solche temporalen Planungsformen im militärischen Apparat implantiert wurden, sondern muss vor allem auch fragen, wie sie diesen Apparat verändert haben. Ist man diesen Umständen auf die Spur gekommen, gilt es, die Schraube noch eine Windung weiterzudrehen. Ähnlich wie beispielsweise mit Blick auf die Technik kann man auch mit Blick auf das kulturelle Zeitwissen feststellen, dass nicht zuletzt das Militär dafür verantwortlich war, Veränderungen in diesem Wissen über die Zeit zu etablieren.

Wenn Synchronizität ein möglicher Indikator für den Zustand von Gesellschaften ist, dann kommt dem Militär in diesem Zusammenhang einmal mehr eine wichtige Rolle zu. Sicherlich nicht ausschließlich, aber auch keinesfalls unwesentlich haben Anforderungen des Krieges dazu beigetragen, Gleichzeitigkeit als Problem zu erkennen und Methoden zu entwickeln, um Gleichzeitigkeit herzustellen.

In den Sinn kommen mag einem die Oranische Heeresreform des 16. und 17. Jahrhunderts.² Wilhelm Ludwig von Nassau schrieb in einem Brief vom 8. Dezember 1594 an seinen Cousin Moritz, dass er die Entdeckung des dauernden Salvenfeuers gemacht habe. Schwierigkeit beim Einsatz von Schusswaffen im 16. und 17. Jahrhundert war einerseits die niedrige Feuergeschwindigkeit, andererseits die hohe Zielgenauigkeit. Um die Wirkung der Schusswaffen zu erhöhen, sollte der Gegner mit einem Hagel von möglichst gleichzeitig abgege-

² Vgl. Wolfgang Reinhard, Humanismus und Militarismus. Antike-Rezeption und Kriegshandwerk in der oranischen Heeresreform, in: Franz Josef Worstbrock (Hrsg.), Krieg und Frieden im Horizont des Renaissance-Humanismus, Weinheim 1986, S. 185–204; Ulrich Bröckling, Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion, München 1997, S. 31–55.

benen Schüssen traktiert werden. Wenn man den recht komplizierten Ladevorgang der Feuerwaffen synchronisierte, ließ sich eine Gleichzeitigkeit beim Abgeben des Schusses durch eine Schützenlinie erreichen. Wilhelm Ludwig von Nassau entwarf daher die Idee eines taktischen Körpers, der aus mehreren Linien von Schützen bestand und der gewährleisten sollte, dass dauernd Salvenfeuer gegeben werden konnte. Nachdem die vorderste Linie gefeuert hatte, reihte sie sich wieder hinten ein, begann mit dem Ladevorgang und rückte unterdessen langsam nach vorne, bis sie wieder Salvenfeuer geben konnte. Alle Vorgänge in diesem schwierigen Ablauf, Soldaten, Schusswaffen und Körperbewegungen zu synchronisieren, wurden in einzelne Segmente untergliedert und mit eigenen Befehlsworten belegt. 43 Handgriffe und 43 Kommandos waren nötig, bis der Musketier wieder zum Schuss bereit war. Um die Abstimmung des habituellen Körpers auf den Befehl und die innere Übereinstimmung des taktischen Körpers zu bewerkstelligen, war beständiges Exerzieren notwendig, um durch habituelle Erwerbung eine tatsächliche Synchronisierung zu erreichen und das Salvenfeuer uhrwerkartig ablaufen zu lassen.³

Eigentlich lässt sich dann auch nicht mehr von einem taktischen Körper sprechen. Angemessener wäre es, von einer taktischen Maschine zu reden. Denn das geforderte Zusammenspiel der Rädchen, das perfekte Ineinandergreifen der einzelnen Bestandteile sieht zumindest das Ideal eines maschinenartigen Gebildes vor. Damit diese Maschine in der Schlacht diejenigen Bewegungen ausführen konnte, die sie ausführen sollte, mussten die Abläufe vor der Schlacht hinreichend exerziert werden. Das galt auch für den Gebrauch von Pike

³ Vgl. Reinhard, *Humanismus* (Anm. 2), S. 195f.; Geoffrey Parker, *The military revolution. Military innovation and the rise of the west, 1500–1800*, Cambridge/New York 1988, S. 18–23; Wolfgang Pircher, *Gleichzeitigkeit*, in: Erhard Chvojka u. a. (Hrsg.), *Zeit und Geschichte. Kulturgeschichtliche Perspektiven*, Wien, München 2002, S. 44–58, hier S. 45; Wolfgang Schäffner, *Operationale Topographie. Repräsentationsräume in den Niederlanden um 1600*, in: Hans-Jörg Rheinberger u. a. (Hrsg.), *Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur*, Berlin 1997, S. 63–90. In einem weiteren Zusammenhang John Keegan, *Die Kultur des Krieges*, Reinbek bei Hamburg 1997, S. 451–491.

und Muskete. Jeder Soldat musste die Handgriffe und ihre folgerichtige Anordnung so lange wiederholen, bis er sie geradezu automatisch ausführen konnte – und zwar vor allem, um sie synchron mit allen anderen Soldaten ausführen zu können.⁴

Die damit einhergehende Notwendigkeit zur Synchronisation schuf ein neues Soldatenideal: Es ging nicht mehr um den individuellen Krieger, um den letztlich dem Ritterideal entliehenen Kämpfer, der aufgrund seiner persönlichen Qualitäten zum Gelingen eines kriegesischen Unternehmens beiträgt, sondern es ging um den Soldaten als Teil einer größeren Einheit, als Teil der Kriegsmaschine. Der Soldat ist nicht mehr dann gut, wenn er seinen Gegner im Zweikampf besiegen kann, sondern wenn er den befohlenen Anweisungen folgt, die Handgriffe korrekt und automatisiert ausführt und vor allem synchronisiert im Verband funktioniert. Dazu braucht es natürlich den Drill, der für uns heute im Kontext des Militärischen völlig selbstverständlich ist, für das 16. und 17. Jahrhundert aber eine erhebliche Neuerung darstellte.⁵

Als Unterstützung wandelte sich im gleichen Maß die Militärmusik vom Signalgeber zum Bewegungskoordinator. Aber nicht nur die körperlichen Bewegungen wurden durch die Musik koordiniert, nicht nur der Gleichschritt wurde durch den Schlag der Trommel ermöglicht, sondern auch die psychisch-emotionale Seite der Musik wurde berücksichtigt. Die Schlachtmusik sollte das Gefühl vermitteln, dem Feind als geordnete Einheit entgegenzutreten. Die Musik hatte eine innere Aus- und Gleichrichtung zu befördern, die den Gegenüber einschüchtern und die eigenen Truppen ermutigen sollte.⁶

⁴ Vgl. Bröckling, *Disziplin* (Anm. 2), S. 32 f.; Günther Lottes, *Die Zählung des Menschen durch Drill und Dressur*, in: Richard van Dülmen (Hrsg.), *Erfindung des Menschen. Schöpfungsräume und Körperbilder 1500–2000*, Köln u. a. 1998, S. 221–239, hier S. 225–230.

⁵ Vgl. Bröckling, *Disziplin* (Anm. 2), S. 48 f.

⁶ Vgl. Lottes, *Zählung* (Anm. 4), S. 229. Vgl. außerdem die einschlägigen Beiträge in dem Band von Jutta Nowosadtko, Matthias Rogg (Hrsg.), *„Mars und die Musen“*. Das Wechselspiel von Militär, Krieg und Kunst in der Frühen Neuzeit,

Anja Schumann zeigt in ihrem Beitrag über das soldatische Schlafen, wie versucht wurde, auch die Nachtruhe einer solchen militärischen Logik zu unterwerfen. Ratgeber ließen sich darüber aus, wie lang ein Soldat zu schlafen habe, um seinen Aufgaben nachkommen zu können (keinesfalls zu lang, darin war man sich einig). Soldatische Selbstzeugnisse zeigen allerdings auf, welche Konsequenzen die zeitliche Synchronisierung des Soldatenlebens haben konnte, wenn der Schlafentzug aufgrund von Wachen oder nächtlichen Märschen zu einer wirklichen Quälerei wurde. Und gerade ein übermächtiges Schlafbedürfnis bot den Einstieg in den Ausstieg aus dem Synchronisierungszwang. Wollte man sich dem Zugriff durch die Vorgesetzten sowie der militärischen Welt insgesamt entziehen, dann konnte man das am ehesten schlafenderweise tun. Fatal konnte die Ruhe allerdings dann werden, wenn der militärische Gegner sich ein strengeres Korsett der Synchronisation angelegt hatte, und den Schlaf des feindlichen Gegenübers zum eigenen Vorteil nutzte.

Solche Beobachtungen aus der militärischen Geschichte der Gleichzeitigkeit lassen sich an zahllosen anderen Stellen fortsetzen. Stephen Kern hat den Ersten Weltkrieg als „das simultane Drama des Zeitalters der Simultanität“⁷ bezeichnet. Die Art und Weise, wie in diesem Krieg unterschiedliche Zeitformen und Zeiterfahrungen aufeinandertrafen, ist wahrlich beeindruckend:

„Das Gefühl von Gleichzeitigkeit [...] verstärkte sich im Verlauf des Krieges tausendfach, als Millionen von Soldaten durch eine Kette aus Befehlen, elektrischer Kommunikation und gleichgestellten Uhren und auch geistig

Berlin 2008 (darin Michael Schramm, Funktionsbestimmte Elemente der Militärmusik von der Frühen Neuzeit bis zum 19. Jahrhundert, S. 247–259; Sascha Möbius, Eine feste Burg ist unser Gott...! und das entsetzliche Lärmen ihrer Trommeln. Preußische Militärmusik in den Schlachten des Siebenjährigen Krieges, S. 261–289; Werner Friedrich Kümmel, Das hertz ich weck der unsern und die feind erschreck. Zur psychologischen Funktion militärischer Musik in der Frühen Neuzeit, S. 303–321).

⁷ Vgl. Stephen Kern, Der kubistische Krieg, in: Christoph Conrad, Martina Kessel (Hrsg.), Kultur und Geschichte. Einblicke in eine alte Beziehung, Stuttgart 1998, S. 319–361, hier S. 331.

durch die allgemeine Gemeinsamkeit der Ereignisse vereinigt wurden. Ihr Kampf wurde wiederum von Millionen zu Hause beobachtet, die von diesen mannigfaltigen Ereignissen beinahe zur gleichen Zeit erfuhren, zu der sie sich ereigneten, über sie in der Zeitung lasen, sie in den Kinos sahen, und sie ununterbrochen diskutierten. Europa wurde zu einem Kommunikationsnetzwerk, das mehr Informationen als jemals zuvor verarbeitete – über mehr Menschen, die zur gleichen Zeit in mehr Ereignisse an weit voneinander entfernten Orten verwickelt waren“.⁸

Doch es war nicht nur die großen Räume überspannende Präsenz von Ereignissen zur (fast) gleichen Zeit, sondern es waren ebenso unterschiedliche Formen der Zeitwahrnehmung, die sich im Kontext des Ersten Weltkrieges besonders gut beobachten lassen. Einerseits erzwang der Krieg eine homogene Zeit, die nach Einführung der allgemeinen Weltzeit 1884⁹ auch für den Kriegsalltag möglich wurde. Die Kriegspläne Moltkes arbeiteten mit der – vor Einführung der Weltzeit nur schwer durchzusetzenden – Prämisse, dass alle Soldaten genau zum rechten Zeitpunkt am rechten Ort sein mussten. Armbanduhrer wurden Bestandteil der militärischen Standardausrüstung. Man verglich die Uhrzeit vor der Schlacht, damit alle zur gleichen Zeit den Schützengraben verließen. Die Schlacht an der Somme begann exakt am 1. Juli 1916, morgens um 7.30 Uhr, als Hunderte Kompanieführer – durch die Uhrzeit synchronisiert – zeitgleich in ihre Pfeifen bliesen.¹⁰

II. Befehle

Und dann noch der Befehl als die – in einem durchaus doppelten Sinn – wohl ‚sprechendste‘ Form für den Synchronisationsbedarf im Militärischen überhaupt. Der Befehl setzt auf eine eindeutig asymmetrische Kommunikationssituation. Im Gegensatz zu anderen Kom-

⁸ Ebd., S. 330f.

⁹ Vgl. Clark Blaise, *Die Zähmung der Zeit. Sir Sanford Fleming und die Erfindung der Weltzeit*, 2. Aufl., Frankfurt/M. 2001.

¹⁰ Vgl. Kern, *Der kubistische Krieg* (Anm. 7).

munikationsformen – dem Gespräch oder der Beratung – vermeidet er nicht nur Irritationen und Unsicherheit, sondern baut dem Zeitverlust vor. Nichts anderes ist die Intention des Befehls. Die Zeitspanne zwischen Ansage und Ausführung soll auf ein mögliches Minimum reduziert werden. Deswegen imitiert selbst noch der schriftliche Befehl die mündliche Aussageform. Er ist genauso Diktat, also Gesprochenes, wie die entsprechende Prüfungsform in der Schule oder die Textproduktion in der Chefetage. Denn nur in der face-to-face-Kommunikation, oder besser: in der mouth-to-ear-Kommunikation kann die zeitverlustfreie Ausführung des Befehls gewährleistet werden. Nur dann können die Rädchen ineinandergreifen.¹¹ Daher auch die so häufig verwendeten technischen Metaphern im Bereich des Militärischen: Kriegsmaschine, Befehlskette, militärischer Apparat. Dahinter steckt die Idealvorstellung eines funktionalen Kollektivkörpers. Hier sollen auf Knopfdruck Anweisungen ausgeführt werden.¹²

Aber es lohnt sich etwas genauer zu sein. Der Befehl verfolgt das Ziel der Synchronisation unterschiedlicher Abläufe. Er ist üblicherweise auf unmittelbare Ausführung angelegt. Aber zwischen Instruktion und Verrichtung kann auch eine größere Zeitspanne liegen, wenn dies Bestandteil des Befehls ist. Zum Beispiel soll die Festung in 14 Tagen angegriffen werden, nicht früher und nicht später. Befehle dienen also nicht nur und nicht einmal vorrangig dazu, Zeitverluste zu vermeiden. Sie sollen vor allem verwirklicht werden. Und mit dieser – üblicherweise in die Zukunft gerichteten – Verwirklichungsintention organisieren und synchronisieren sie Zeit. Zugleich wird damit aber Zeit als soziale und kulturelle Dimension negiert. Denn die Befehlszeit kann einzig die metrisch gemessene Zeit sein, die Zeit der Uhren und Kalender. Verhandlungen, Aufschübe oder alternative Verzerrungen sind hier nicht vorgesehen.¹³

¹¹ Vgl. Thomas Macho, Befehlen. Kulturtechniken der sozialen Synchronisation, in: Christian Kassung, Ders. (Hrsg.), Kulturtechniken der Synchronisation, Paderborn 2013, S. 57–74, hier S. 59 f.

¹² Vgl. Schäffner, Operationale Topographie (Anm. 3), S. 68–72.

¹³ Vgl. Macho, Befehlen (Anm. 11), S. 66 f.

Deshalb muss ich hier zumindest der Form halber darauf hinweisen, dass bei der synchronisierten Zeit im Rahmen des Militärischen Theorie und Praxis selbstverständlich nicht zur Deckung kommen. Das militärische Ideal mag darin bestehen, eine homogene und unilineare Zeit zu etablieren, die mit der Taktung und den Anweisungen der Kommandosprache konform ist. Die praktische Vielzahl der Zeiten, in denen Menschen existieren können, hat allerdings etwas dagegen.¹⁴ So mag es zwar ungemein aktuell anmuten, in Moritz von Oranien einen Vorläufer von Frederick W. Taylor und dessen Zerlegung menschlicher Arbeit in mikroskopische Einzelelemente zu entdecken. Dabei wird aber übersehen, dass Moritz von Oranien sein eigenes Ideal einer militärischen Operation gerade ein einziges Mal zur Anwendung gebracht hat (in der Schlacht bei Nieuwport 1600). Ansonsten hat er sich im Kampf gegen die Spanier auf eine deutlich effektivere Guerillataktik verlassen, die nun mit gänzlich anderen Zeitidealen arbeitet.¹⁵

Auch der Erste Weltkrieg führte nicht ausschließlich zu einer Homogenisierung der Zeit, sondern auch zu deren Verlust. Sowohl das Schlachtgeschehen selbst wie die Monotonie der langen Zeit zwischen den Schlachten ließen Daten oder Wochentage vergessen, wie Soldaten in Selbstzeugnissen schrieben. Langeweile machte sich breit und stumpfte jedes Zeitempfinden ab. Darüber hinaus führte der Krieg zu einem Zeitverlust, insofern er einen radikalen Bruch mit der Vergangenheit darstellte und auch als ein solcher wahrgenommen wurde. Während in der Vorkriegszeit die Vergangenheit eine tief greifende Wirkung auf die Gegenwart ausübte und eine gewisse Entwicklungslogik zu offenbaren schien, zerriss der Krieg diesen historischen Zusammenhang. Innerhalb der vier Jahre zwischen 1914 und 1918

¹⁴ Vgl. dazu den Begriff der Pluritemporalität in Achim Landwehr, *Alte Zeiten, Neue Zeiten. Aussichten auf die ‚Zeit-Geschichte‘*, in: Ders. (Hrsg.), *Frühe Neue Zeiten. Zeitwissen zwischen Reformation und Revolution*, Bielefeld 2012, S. 9–40.

¹⁵ Vgl. Bröckling, *Disziplin* (Anm. 2), S. 50.

wurde der Glaube an Evolution und Fortschritt durch die Geschichte tief erschüttert, wenn nicht gar ausgelöscht.¹⁶

Nicht nur die Vergangenheit ging verloren, auch die Zukunft büßte ihr Attribut der Planbarkeit ein und wurde im Kriegsgeschehen regelrecht zerrieben. Insbesondere Offiziere waren es, die mit ihren strategischen Plänen meinten, die Zukunft (einer Schlacht) gestalten und kontrollieren zu können – eine Überzeugung, die im Krieg jämmerlich zerbrach. Für die große Masse der Soldaten wurde die Zukunft hingegen gleichbedeutend mit dem passiven Warten auf das nächste Ereignis – das Essen, die Post oder den Granateneinschlag. Mehr hatte ihnen die Zukunft nicht mehr zu bieten. Zudem wurde die zukünftige Zeit nach dem Krieg immer ungewisser. Der Krieg wurde als zeitloser Dauerzustand empfunden, dessen Endlosigkeit nicht zu entrinnen war. Edmund Blunden schrieb in *Undertones of War* (1928): „In bezug auf die Zukunft wurde mir einiges klar, als man eine Maschinengewehrstellung aus Ziegelstein und Zement errichtete, so als ob man ein Haus bauen wollte“.¹⁷

Wie sich im Militärischen die Zeiten miteinander vermischen können, obwohl so häufig der Eindruck erweckt wird, dass hier eine geradezu temporal-befehlsmäßige Eindeutigkeit vorzuherrschen habe,¹⁸ verdeutlicht Anke Fischer-Kattner. In ihrem Beitrag über die Beschreibungen der Belagerung von Ostende 1601 bis 1604 webt sie unterschiedliche soziologisch-ethnologische Deutungsangebote des Phänomens ‚Zeit‘ ein. In entsprechenden Darstellungen konnten Belagerungen entweder erscheinen als wohl inszenierte Aufführungen einer detaillierten militärischen Planung oder als zähe und langwierige Wiederholung des Immergleichen, die durch keinen Befehl unterbrochen werden konnte. Man konnte in solchen Situationen

¹⁶ Vgl. Kern, *Der kubistische Krieg* (Anm. 7), S. 319–337.

¹⁷ Zit. n. ebd., S. 334.

¹⁸ Daher ist es nicht verwunderlich, dass auch noch in Armeen der Gegenwart der Anbruch einer bestimmten Jahreszeit samt der damit verbundenen Kleiderordnung ‚befohlen‘ werden kann.

demonstrativ Zeit verschwenden, um dem Gegner das wenig subtile Signal zu übermitteln, dass man über ausreichende Mengen dieser Ressource verfügte, man konnte Zeit aber auch als Differenzierungsmittel einsetzen, um innerhalb militärischer Einheiten Identität herzustellen und nach außen Abgrenzungsmöglichkeiten anzubieten. Anke Fischer-Kattner unterläuft mit ihrer Darstellung die Eindeutigkeit eines Zeitmodells, wie es nicht zuletzt durch den Befehl repräsentiert werden soll. In ihrem Beitrag zeigt sich, dass dichotomische Entgegensetzungen von natürlichen und kulturellen oder linearen und zirkulären Zeiten nicht wirklich weiterführen, wir es stattdessen mit einer Verquickung unterschiedlicher Zeitpraktiken zu tun haben. Erst im Nachhinein des beschreibenden Belagerungsjournals (oder anderer Berichte) sortiert sich dieses Durcheinander in eine vermeintlich übersichtliche zeitliche Ordnung.

III. Geschwindigkeiten

Und dann gibt es noch die Beispiele, wie dieses Organisationsmonster eines frühneuzeitlichen Heeres, mit all den Männern, Frauen, Kindern, Tieren, Wagen, Waffen und Geräten zu einer einzigen großen Zeitvernichtungsmaschine wurde, weil es sich – wie jede größere Ansammlung dieser Art – mit großer Trägheit durch den Raum bewegte, weil gerade die erforderliche Synchronisation dieser Riesenmasse Schnelligkeit nahezu systematisch ausschloss. Es waren genau diese Langsamkeit, diese Verschleppung einer jeden Bewegung, dieses Schneckentempo des militärischen Trosses, die an den Nerven so mancher Heerführer nagen konnten. Piero Strozzi war einer von ihnen. Er war Befehlshaber der königlichen Truppen im dritten von insgesamt acht französischen Religions- und Bürgerkriegen des späten 16. Jahrhunderts – auch das ein Dauerkonflikt, der mit all seinen Grausamkeiten immer wieder aufflammen sollte und einfach kein Ende finden wollte, der sich über nahezu vier Jahrzehnte mit unfassbaren Gräueltaten und großer Beharrlichkeit in die französische Ge-

schichte einnistete.¹⁹ Aufgrund des Gesetzes der Trägheit der sozialen Masse bewegte sich der von Strozzi befehligte Heereszug nur in dem Tempo seiner langsamsten Mitglieder vorwärts. Und Strozzi wusste genau, wer das war. Eines Tages im Jahr 1570 musste in der Nähe von Angers, in dem Ort Les Ponts-de-Cé, die schleichende Karawane eine Brücke über die Loire überqueren, und auch hier ging es nur mit viel Geduld und großer Langsamkeit vorwärts. Die Route, die hinter dem Tross lag, schien sich kaum von derjenigen zu unterscheiden, die vor ihm lag. Nur ein Ziel wollte einfach nicht in den Blick kommen.

Und genau hier riss Strozzi der Geduldsfaden. Er schien genau zu wissen, wer für die Verzögerungen verantwortlich war, wer die Truppen einfach nicht vorwärtskommen ließ: die 800 Frauen, die sich in seinem Zug befanden. Strozzi befahl kurzerhand, der Tempoverschleppung ein Ende zu bereiten, indem er schnell entschlossen zu einem rabiaten Mittel griff. Er ließ alle Frauen von der Brücke in den Fluss werfen, wo sie ertranken.²⁰

Langsamkeit konnte zum Verlust militärischer Vorteile führen. Das heißt aber nicht, dass man generell im militärischen Bereich die Beschleunigung um jeden Preis gesucht hat. Kai Lohsträter zeichnet in seinem Beitrag die Entwicklungslinien nach, die zur Entstehung der Feldpost in der Frühen Neuzeit geführt haben. Für die langfristige Entwicklung kann er zeigen, dass selbst im 18. Jahrhundert, als bessere Verkehrszeiten und schnellere Kommunikationswege bei der Feldpost erreichbar gewesen wären, eher auf Konsolidierung gesetzt als eine Überforderung des Systems in Kauf genommen wurde. In einem anderen Bereich dieser militärischen Kommunikation gab es hingegen durchaus eine Form von Beschleunigung. Wenn auch nicht die Geschwindigkeit der Nachrichtenübermittlung zugenommen hat, so verkürzte sich doch der Berichtszeitraum der geschehenen Ereignisse.

¹⁹ Vgl. Jean-Paul Barbier-Mueller, *La parole et les armes. Chronique des Guerres de religion en France, 1562–1598*, Genf 2006.

²⁰ Vgl. Lauro Martines, *Blutiges Zeitalter. Krieg in Europa 1450–1700*, Darmstadt 2015, S. 7.

Die militärische Wirklichkeit erlebte in der medialen Übermittlung eine temporale Verkürzung.

Aber Schnelligkeit konnte zum empfindlichen Verlust von Menschenleben führen. Albrecht von Wallenstein scheint ein Talent unter anderem darin besessen zu haben, solche Rhythmuswechsel, wie sie für militärische Operationen der Frühen Neuzeit typisch waren, nicht nur zu erkennen, sondern für seine Zwecke auszunutzen. Nachdem er im April 1626 Ernst von Mansfeld in der Schlacht bei Dessau besiegt hatte, wartete er zunächst monatelang geduldig ab, anstatt seinen Widersacher zu verfolgen. Dadurch wiegte Wallenstein Mansfeld in Sicherheit, der sich in Ungarn mit dem aufständischen Gabor Bethlen zusammentun wollte. Erst im letzten Moment setzte Wallenstein seine Truppen in Bewegung, legte dann aber ein höllisches Tempo vor. Er war mit seiner Armee doppelt so schnell als das ansonsten übliche Marschtempo während des Dreißigjährigen Krieges. Für die 800 Kilometer von Dessau nach Ungarn benötigte Mansfeld sieben Wochen. Wallensteins Armee brauchte nur vier. Allerdings kam sie dafür auch erheblich dezimiert an. Mit 20.000 Mann war er aufgebrochen, mit gerade einmal 5.000 kam er an. Den Rest hatten Seuchen und Erschöpfung dahingerafft.²¹

Der Wechsel von zäher Langsamkeit und rasanter Beschleunigung zeigt sich auch bei der Belagerung von Städten – einem zähen Geduldsspiel, bei dem auf beiden Seiten der Stadtmauer wesentlich mit der Ressource Zeit operiert wurde, um den Ausgang einer Belagerung zu eigenen Gunsten zu entscheiden. Zeit war hier nicht Geld, Zeit war ein Lebensmittel, das sowohl Belagerte als auch Belagerer benötigten. Abgesehen von den militärischen Operationen, den Bombardierungen, Unterminierungen, Angriffen und Ausfällen mussten beide Seiten auf Zeit spielen und hoffen, dass der Gegner aufgrund von Nahrungsmangel, Hunger und Krankheiten aufgeben würde. Solche Belagerungen zogen sich nicht selten über Monate hin, waren

²¹ Vgl. Golo Mann, Wallenstein, Frankfurt/M., 7. Aufl. 2006, S. 330–332.

aufwändig und verlustreich, lebten von Zermürbungstaktiken und Durchhalteparolen und waren vor allem nahezu ausnahmslos begleitet von einem grauenerregenden Leiden meist auf Seiten der Belagerten, zuweilen aber auch bei den Belagerern.²²

Sven Petersen zeigt in seinem Beitrag nicht nur diese Trennung zwischen der Zeit der Belagerer und der Zeit der Belagerten, sondern richtet ein besonderes Augenmerk auf die Nacht. Die dunkle Tageszeit nach dem Sonnenuntergang ist nämlich nicht nur die Zeit des Geheimnisses, des Verrats und der Unsichtbarkeit. Die Nacht ist bei Belagerungen auch die Zeit geschäftiger Betriebsamkeit. Dann werden Flüsse umgeleitet, Angriffsstellungen errichtet, Verteidigungsanlagen ausgebessert oder die Versorgung einer belagerten Festung sichergestellt. Die Dunkelheit gewährt also die Möglichkeit für Aktionen, bei denen das Tageslicht für Leib und Leben nur gefährlich werden könnte.

Solche langwierigen, zeitraubenden und die Nerven strapazierenden Belagerungen, bei denen man wortwörtlich dabei zusehen konnte, wie das Leben verrann, und zwar nicht selten mit tödlichem Ausgang, solche Belagerungen fanden irgendwann doch ein Ende. Und dann musste es sehr schnell gehen. War eine Belagerung erst einmal erfolgreich verlaufen, war höchste Eile geboten. All die Entbehrungen mussten sich nun auszahlen. Wenn man als Soldat seinen Lebensunterhalt erfolgreich bestreiten wollte, dann jetzt. Denn innerhalb weniger Stunden war alles vorbei. Für die Belagerten konnte das Leben sehr schnell beendet sein. Zumindest wurden sie aber in kürzester Zeit ihrer Lebensgrundlage beraubt. Und die Belagerer mussten zusehen, dass sie bei den Plünderungen eilig zuschlugen. Wer fix und gut organisiert war, konnte die besten Stücke ergattern.²³

²² Vgl. Martines, *Blutiges Zeitalter* (Anm. 20), S. 115–151.

²³ Ebd., S. 187–204.

IV. *Curriculae vitae*

Und dann gibt es noch die Formen der Zeitbeeinflussung, die über den engeren Zirkel des militärischen Apparats hinausreichten und größere soziale Zusammenhänge betrafen. Zahlreiche Probleme wurden durch die Truppen provoziert, die im Land unterwegs waren und sich aus diesem Land heraus ernähren mussten. Diese Probleme können beschrieben werden als das Kollabieren üblicher Zeitrhythmen. War die Abfolge landwirtschaftlicher Produktion und Konsumtion in vorindustriellen Zusammenhängen ohnehin immer prekär und durch die beständige Drohung schlechter Ernten gefährdet,²⁴ stellte die Anwesenheit einer Armee die eigentlich üblichen und geltenden agrarischen Zeitformen auf den Kopf. Wenn eine solche Armee in einen Landstrich einfiel, dann machte sich eine „wandernde Stadt“²⁵ daran, heuschreckenartig binnen kürzester Zeit die Vorräte einer ganzen Region zu verbrauchen (und hier ist die arg strapazierte Heuschreckenmetapher tatsächlich einmal angebracht).²⁶ Mit welchen Dimensionen wir es hier zu tun haben, lässt sich leicht hin erkennen. Setzte sich eine Armee von ca. 20.000 Soldaten in Bewegung, konnte sie einen Tross mit sich führen, der halb so groß war wie die Armee selbst und Frauen, Kinder, Fuhrleute, Schmiede, Zimmerleute, Bäcker, Marketenderinnen, Prostituierte und viele andere Menschen umfasste, daneben Tausende von Pferden und anderen Tieren. Damit kam eine solche Armee zwar nicht auf die Größe von Städten wie London, Paris, Neapel oder Amsterdam im 17. Jahrhundert, erreichte aber annähernd die Dimensionen von Deutschlands größter Metropole Hamburg (Mitte des 17. Jahrhunderts ca. 50.000–60.000 Einwohner).²⁷ Die Versorgung solcher Menschenmassen war nur aus dem Land heraus möglich. Binnen weniger Tage konnten also all die Lebensmittel und Vorräte verbraucht sein, die ansonsten für

²⁴ Vgl. Walter Achilles, *Landwirtschaft in der Frühen Neuzeit*, München 1991.

²⁵ Vgl. Martines, *Blutiges Zeitalter* (Anm. 20), S. 153.

²⁶ Vgl. Alexander Ziem, „Heuschrecken“ in Wort und Bild. Zur Karriere einer Metapher, in: *Muttersprache* 2 (2008), S. 108–120.

²⁷ Vgl. Martines, *Blutiges Zeitalter* (Anm. 20), S. 153–155.

ein ganzes Jahr reichen sollten. Auf denkbar brutale Weise führte die Anwesenheit einer Armee in einem sehr wörtlichen Sinn dazu, dass die nähere Zukunft eines ganzen Landstrichs aufgeessen wurde.²⁸

V. Prozesse

Und dann gibt es noch den Krieg als Beschleuniger und Ermöglicher historischer Prozesse. Gerade wenn man modernisierungstheoretischen Erklärungsansätzen skeptisch gegenüber steht, lohnt es sich, die – ja nun auch allgemein bekannte – Bedeutung zu betonen, die der militärische Apparat für die Ausbildung des Steuerwesens und damit für die Produktion neuzeitlicher Staatlichkeit hatte. Denn hebt man diese Verbindung von Krieg, Finanzen und Staat in der ihr gebührenden Weise hervor, werden in gut Adorno-Horkheimerscher Manier die massiven Probleme und Verluste deutlich, die diese Entwicklung mit sich gebracht hat. Will man den Zusammenhang auf das Wesentliche herunterbrechen, dann lässt er sich beschreiben als unhinterfragter Einsatz von Krieg als Mittel der politischen Auseinandersetzung, der aber gigantische finanzielle Mittel erforderte, die nur mit einer ausreichenden Abschöpfung von Steuern und weiteren Abgaben aufgebracht werden konnten, die wiederum nur mit einer halbwegs effektiv funktionierenden Verwaltung einzutreiben waren. So wie der Krieg den Staat ernährte, ernährte der Staat den Krieg – und deshalb konnte Charles Tilly genau diesen Zusammenhang zwischen ‚Staat machen‘ und ‚Krieg machen‘ als organisiertes Verbrechen bezeichnen.²⁹

²⁸ Vgl. auch Keegan. Kultur (Anm. 3), S. 430–449; Andrew Cunningham, Ole Peter Grell, *The four horsemen of the apocalypse. Religion, war, famine and death in Reformation Europe*, Cambridge 2000, S. 92–114.

²⁹ Vgl. hierzu Charles Tilly, *War making and state making as organized crime*, in: Peter B. Evans, Dietrich Rueschemeyer, Theda Skocpol (Hrsg.), *Bringing the state back in*, Cambridge 1985, S. 169–191; Wolfgang Reinhard, *Kriegsstaat – Steuerstaat – Machtstaat*, in: Ronald G. Asch, Heinz Duchhardt (Hrsg.), *Der Absolutismus – ein Mythos? Strukturwandel monarchischer Herrschaft in West- und Mitteleuropa (ca. 1550–1700)*, Köln, Weimar, Wien 1996, S. 277–310. Vgl. auch Bernhard R. Kroener, *„Das Schwungrad an der Staatsmaschine“? Die Bedeutung der bewaffneten Macht in der europäischen Geschichte der Frühen Neuzeit*, in: Ders.,

In zeitlicher Hinsicht ist dieser Zusammenhang nicht zuletzt deswegen von Interesse, weil der Krieg der staatlichen Entwicklung immer um mindestens zwei Schritte voraus war. Es war zwar möglich, riesige Armeen aufzustellen, welche die Ausmaße von zeitgenössischen Großstädten annahmen, aber es erwies sich als nahezu unmöglich, diese Armeen angemessen zu versorgen, zu bezahlen oder auszurüsten. Liest man sich durch die Beschreibungen militärischen Lebens in der Frühen Neuzeit, breitet sich vor einem das Bild von Chaos, Desorganisation, Versagen und Unvermögen aus. Die militärischen Praktiken überforderten das tatsächliche politische und finanzielle Potential um ein Vielfaches. Aber weil man trotzdem nicht auf dieses mörderische Geschäft verzichten wollte, mussten die staatlichen Apparate notwendigerweise nachziehen – oder besser: hinterherhinken. Am Beispiel ‚Krieg‘ zeigt sich einmal mehr das Paradox frühneuzeitlicher politischer Organisation, dass wir es nämlich mit einem Staat zu tun haben, der erfolgreich ist, obwohl er an seinen Aufgaben beständig scheitert.³⁰

VI. Ereignisse

Und dann gibt es noch die Möglichkeit, gerade im Bereich des Militärischen allgemeinere Probleme aufzuwerfen, geschichts- und zeittheoretische Aspekte auszuloten, mit denen sich die Grundlagen historischen Tuns befragen lassen. Das betrifft nicht zuletzt die famose Kategorie des Ereignisses – eine Kategorie, die man anzweifeln, methodisch unterwandern oder theoretisch neu erfinden kann, wenn man das möchte, der man aber kaum zu entkommen vermag. Im Bereich des Militärischen erwartet einen mit ‚der Schlacht‘ ei-

Ralf Pröve (Hrsg.), *Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*, Paderborn, u. a. 1996, S. 1–23; Norbert Winnige, *Von der Kontribution zur Akzise. Militärfinanzierung als Movens staatlicher Steuerpolitik*, in: Bernhard R. Kroener, Ralf Pröve (Hrsg.), *Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*, Paderborn, u. a. 1996, S. 59–83.

³⁰ Vgl. Achim Landwehr, *Die Erschaffung Venedigs. Raum, Bevölkerung, Mythos 1570–1750*, Paderborn u. a. 2007, S. 481–495.

nes der Ereignisse schlechthin.³¹ An diesem Schlacht-Ereignis lassen sich zahlreiche Formen des Zeitwissens anbinden, unter anderem das kontrafaktische Nachdenken über die Frage des „*Was wäre gewesen, wenn...*“. Da sich ein solches Fragen aufgrund seiner eher geringen Möglichkeiten zur Abbildung von Komplexität kaum darauf verlegen kann, strukturelle oder kulturelle Phänomene anzugehen, ist es nahezu zwangsläufig darauf angewiesen, singuläre Ereignisse oder entscheidende Personen in den Mittelpunkt zu rücken.³² Selbstredend bieten sich Kriege und Schlachten als (vermeintliche oder tatsächliche) Nadelöhre historischer Transformationen an. Und sie haben ja auch bekannte Beispiele des uchronischen Nachgrübelns hervorgebracht: Victor Hugo gab sich in *Les Misérables* den Überlegungen hin, was geschehen wäre, hätte sich bei der Schlacht bei Waterloo³³ nur ein minimales Detail geändert:

„Wenn es in der Nacht vom 17. zum 18. Juni 1815 nicht geregnet hätte, wäre die Zukunft Europas anders verlaufen. Ein paar Wassertropfen mehr oder weniger gaben für Napoleon den Ausschlag. Damit Waterloo das Ende von Austerlitz wurde, brauchte die Vorsehung nur ein wenig Regen, und eine Wolke, die der Jahreszeit zuwider am Himmel dahinzog, genügte für den Zusammenbruch der Welt.

Die Schlacht von Waterloo, und dies gab Blücher die Zeit einzutreffen, begann erst um halb zwölf. Warum? Weil das Erdreich aufgeweicht war. Es mußte abgewartet werden, bis der Boden etwas fester wurde und die Geschütze auffahren konnten.

³¹ Vgl. Marian Füssel, Michael Sikora (Hrsg.), Kulturgeschichte der Schlacht, Paderborn 2014.

³² Jüngere Publikationen aus der umfangreich vorhandenen Literatur zur kontrafaktischen Geschichte sind: Richard J. Evans, *Veränderte Vergangenheiten. Über kontrafaktisches Erzählen in der Geschichte*, München 2014; Johannes Dillinger, *Uchronie. Ungeschehene Geschichte von der Antike bis zum Steampunk*, Paderborn 2015.

³³ Vgl. Marian Füssel, *Waterloo 1815*, München 2015.

Napoleon war Artillerieoffizier, und das merkte man ihm auch an. [...] Am 18. Juni 1815 verließ er sich um so mehr auf die Artillerie, als die Zahlen für ihn sprachen. Wellington verfügte nur über hundertneunundfünfzig Geschütze, Napoleon über zweihundertvierzig.

Gesetzt den Fall, der Erdboden war trocken, dann hätte die Artillerie Bewegungen ausführen und das Treffen um sechs Uhr morgens beginnen können. Die Schlacht wäre um zwei gewonnen und beendet gewesen, drei Stunden vor der Wende durch die Preußen“.³⁴

Stefan Hanß stellt in seinem Beitrag aber eine noch grundlegendere Frage, die dem methodischen Spiel mit dem Kontrafaktischen vorausgeht: Wie sicher wir uns nämlich der Fakten sein können, die da kontrafaktisch (oder auch postfaktisch) unterlaufen werden? Denn gerade Ereignisse wie Schlachten werden als vermeintlich basale und nicht zu bezweifelnde Einheiten angeführt, wenn es um die Versicherung historischer Wahrheit und vergangener Wirklichkeit geht. Ein entsprechendes Argument könnte lauten, dass sich doch nicht bezweifeln ließe, dass die Seeschlacht von Lepanto am 7. Oktober 1571 stattgefunden habe. Stefan Hanß aber zeigt in seinen Ausführungen: Man kann. Und man muss sogar. Nicht nur, dass sich bis zum heutigen Tag immer wieder Falschdatierungen dieses Ereignisses in der historischen Literatur finden (nicht nur eine lässliche handwerkliche Sünde, sondern auch ein Hinweis auf den nahezu ‚zeitlosen‘ Referenzcharakter dieser Schlacht), sondern es zeigt sich auch, dass je näher man dieses Ereignis in den Blick nimmt, es desto mehr zu entschwinden scheint. Die Paradoxien, die sich mit dem vermeintlich eindeutigen Ereignis von Lepanto verbinden, laden dazu ein, die zeitliche Momenthaftigkeit der Seeschlacht ernst zu nehmen, also immer wieder die Frage zu stellen, was das ‚Momentum Lepanto‘ für die verschiedenen Beteiligten auf unterschiedliche Art bedeutet hat.

³⁴ Vgl. Victor Hugo, *Die Elenden*. Erster Band, übers. v. Paul Wiegler, Wolfgang Günther, Berlin 1983, S. 342 f.

VII. Vergangenheiten und Zukünfte

Und dann gibt es noch die unendlichen Weiten niemals ausgeschöpfter Vergangenheiten und Zukünfte, die für das Selbstverständnis alles Militärischen, für die umfassendere temporale Einordnung kriegerischer Aktivitäten von grundlegender Bedeutung sind. Denn natürlich spielt der Faktor Zeit nicht nur im Rahmen der unmittelbaren und täglichen Organisation militärischer Abläufe eine wesentliche Rolle, sondern auch wenn es darum geht, das eigene Tun in einen imaginierten, größeren Zeitlauf einzuspannen. Das ließe sich nun gut anhand aktueller Diskussionen um die Bundeswehr zeigen, um die seit ihrem Bestehen die Dauerdiskussion geführt wird, welche Armee dieses Land sich leisten will und wie es die eigenen militärischen Aufgaben und Potentiale definiert.

Man kann diese Beobachtung aber auch problemlos verallgemeinern und zur Illustration einen treffenden Satz des amerikanischen Autors Don DeLillo zitieren: *„Es ist nicht zu früh in diesem Krieg, um nostalgische Bezüge zu vergangenen Kriegen zu erkennen. Alle Kriege sind rückbezüglich. Schiffe, Flüge, ganze Feldzüge sind nach alten Schlachten benannt, nach einfacheren Waffen, nach Konflikten, denen wir noble Absichten unterstellen.“*³⁵ Darin war alles Militärische ohne Frage schon immer exzellent, das eigene Tun angemessen zu historisieren. Das betrifft eben nicht nur die von DeLillo angesprochene nostalgische Neigung, für Benennungen militärischer Ausrüstung historisch ehrwürdige Bezeichnungen zu wählen, sondern das reicht bis zu den Grundlagen militärischen Tuns, das ganz wesentlich auf dem *Historia-magistra-vitae*-Prinzip basiert. Sicherlich sind Militärs mit dieser Einstellung nicht allein (auch in der Politik oder in der Finanzwirtschaft, um zwei andere Kriegsschauplätze zu nennen, wird aufgrund dieses Prinzips gearbeitet). Aber man kann im militärischen Bereich diese Form einer nicht nur historischen Rückvergewisserung, sondern einer unverzichtbaren historischen Fundierung des eigenen

³⁵ Vgl. Don DeLillo, *Der Engel Esmeralda*. Neun Erzählungen, Köln 2012, S. 39.

Tuns besonders markant beobachten. Wenn die Schlachten der Vergangenheit am Reißbrett oder auf dem Computer immer wieder neu geschlagen werden, wenn jahrhundertealte Klassiker wie Sunzi oder Clausewitz immer noch zum Standardrepertoire gehören, wenn inmitten all der hochgezüchteten Militärtechnik mit Hilfe von Symbolen, Bekleidungsformen und Ritualen immer noch Inseln der Tradition erhalten bleiben sollen, dann macht das deutlich, welch großen Stellenwert solche historischen Rückversicherungen besitzen. Nochmals: Der Bereich des Militärischen ist alles andere als exklusiv, was den Versuch solcher geschichtlichen Rechtfertigungen angeht. Aber es gibt wohl nur wenige Lebensbereiche, in denen er eine so bedeutende und unangefochtene Stelle einnimmt. Schließlich ist auch die Militärgeschichte in ihrer Gesamtheit mehr als nur ein Indiz, um das zu unterstreichen. Man müsste wohl noch einen Schritt weitergehen und einen nicht unerheblichen Teil der Geschichte der Geschichtsschreibung als Teil der Militärgeschichte verstehen. Schließlich spielten hier Schlachtgeschehen, Feldzüge und militärische Auseinandersetzungen aller Art eine wesentliche Rolle als Inhalte entsprechender Darstellungen.

Auch das zuvor genannte Beispiel der oranischen Heeresreform muss – als ein Beispiel neben vielen – in diesem Zusammenhang eingeordnet werden. Schließlich bezog sich dieses Vorhaben explizit auf antike Vorbilder. Das regelmäßige Exerzieren, die Marschformationen und die Schlachtordnungen, wie sie sich Moritz von Oranien und Wilhelm Ludwig von Nassau-Dillenburg ausdachten, gingen bekanntermaßen auf eine intensive Beschäftigung mit den römischen und griechischen Kriegsschriftstellern zurück. Die humanistische Rezeption der Antike stand also am Beginn moderner Armeen – zumindest stand sie auch dort.³⁶ Aber das Beispiel dieser spezifischen Antikenrezeption zeigt zugleich, dass und wie solche Übernahmen

³⁶ Vgl. Gerhard Oestreich, *Der römische Stoizismus und die oranische Heeresreform*, in: Ders., *Geist und Gestalt des frühmodernen Staates. Ausgewählte Aufsätze*, Berlin 1969, S. 11–34; Reinhard, *Humanismus* (Anm. 2).

neues Zeitwissen produzieren konnten. Denn erst Entwicklungen wie beispielsweise der Abschied vom Ritterheer, die größere Bedeutung der Infanterie oder der zunehmende Einsatz von Schusswaffen ließen einen Rückgriff auf die antiken Vorbilder sinnvoll erscheinen. Die römischen Armeen hatten mit denjenigen des 16. Jahrhunderts ausreichend viele Gemeinsamkeiten – um im vermeintlichen Rückgriff auf das Alte etwas ganz Neues zu kreieren.³⁷

Und wofür das alles? Warum dieses beständige Schlagen alter Schlachten, dieses unaufhörliche Zitieren altehrwürdiger Autoritäten, dieses Pochen auf überkommenen Traditionen? Selbstredend um die nähere und fernere Zukunft zu gestalten. Was hier im Bereich des Militärischen geschah und geschieht, ist nicht sonderlich außergewöhnlich, sondern ein Beispiel für die allenthalben zu beobachtenden Versuche von Kulturen, anwesende Zeiten mit abwesenden Zeiten auf irgendeine Art und Weise zu koppeln.³⁸ Interessant im militärischen Kontext ist jedoch, welche *spezifischen* Kopplungen hier vorgenommen werden, welche Relevanz nicht nur den historischen Rückversicherungen zugemessen wurde, sondern welche Zukunftsmodellierungen auf dieser Basis vorgenommen wurden. Kurzfristig sollten sie eben nicht selten dem Lernen aus der Geschichte und der konkreten Vorbereitung künftiger Operationen dienen. Mittel- und langfristig hatten sie aber auch die Funktion, die Bedeutung des militärischen Apparats ausreichend zu unterstreichen. Die wenig subtile Aussage, die sich sowohl hinter der Darstellung von gescheiterten wie auch von erfolgreichen militärischen Operationen findet, lautet daher (bis zum heutigen Tag): Wer diese Lektionen aus der Vergangenheit nicht lernt und den militärischen Apparat vernachlässigt, wird über kurz oder lang dafür die Zeche zahlen müssen.

³⁷ Vgl. Bröckling, *Disziplin* (Anm 2), S. 31–33.

³⁸ Vgl. Achim Landwehr, *Die anwesende Abwesenheit der Vergangenheit. Essay zur Geschichtstheorie*, Frankfurt/M. 2016.

VIII. Thesen

Also: Kein Krieg ohne Zeit. Einen solchen Satz kann man leicht hin unterschreiben. Aber möglicherweise gilt auch das weniger selbstverständliche Gegenteil: Keine Zeit ohne Krieg. In dem Moment, in dem wir uns nicht nur lippenbekenntnisähnlich, sondern mit allem Nachdruck und allen Konsequenzen von der Vorstellung der Zeit als einem unilinearen und homogenen Container verabschieden, muss zwangsläufig offensichtlich werden, wie sehr diese Zeit umkämpft ist und wie mit ihrer Hilfe gekämpft wird. Zugegeben, die meines Erachtens unumgängliche Aufladung der temporalen Dimension mit Machtaspekten als ‚Krieg‘ zu bezeichnen, mag etwas überpointiert sein. Aber diese Bezeichnung macht auf die mittelbaren, strukturellen und teils auch konkreten Formen der Gewalt aufmerksam, mit denen wir es zu tun haben, wenn wir über Zeit als ein kulturelles, wirtschaftliches, politisches und eben auch militärisches Phänomen nachdenken. Daher darf der Satz durchaus Gültigkeit für sich beanspruchen, dass nicht nur jede Zeit ihre Kriege hervorbringt, sondern auch jeder Krieg seine eigene Zeit generiert.

Selbst wenn wir uns nicht auf den Fall kaprizieren, bei dem sich alle ja immer so füglich einig sind, dass er unbedingt zu vermeiden sei (nur um tagtäglich und permanent praktiziert zu werden), auch wenn wir uns also nicht allein auf das konkrete Kriegsgeschehen verlegen, stellt sich die Frage, wie weit es uns gelingen mag, der Militarisierung unseres Alltags zu entgehen. Allein die Allgegenwart des Befehls muss einen daran zweifeln lassen. Elias Canetti hat in *Masse und Macht* festgehalten, dass der Befehl jeder Sprache vorausliegt.³⁹ Denn noch bevor zeitaufwendig beraten und verhandelt – also: gesprochen – werden kann, müssen zunächst möglichst zügig das Überleben gesichert und basale Strukturen geschaffen werden. Erst wenn diese Befehlsrahmung erfolgt ist, kann man sich die Freiheit des Gesprächs erlauben. Und man sehe sich nicht nur den Umgang mit Soldaten, sondern mit

³⁹ Vgl. Elias Canetti, *Masse und Macht*, 33. Aufl. Frankfurt/M. 2014, S. 357.

Tieren, Computern und vor allem Kindern an, die in genau dieser Befehlsempfängerhaltung eingeübt werden.⁴⁰ Wir alle kennen das:

„Es genügt schon, den eignen Namen, vielleicht mit einer gewissen Strenge, vielleicht mit einer Hebung auf der letzten Silbe – bei beunruhigender Umkehrung der Rufterz – ausgesprochen zu hören, um innerlich Haltung anzunehmen oder schuldbewusst die Augen niederzuschlagen, in Erwartung des Befehls, der Strafe oder Belehrung“⁴¹

Auch das ist eine Voraussetzung, mit der wir für militärische Formen der Verzeitung imprägniert werden und das Militärische wiederum unsere Auffassungen von Zeit prägt. Denn neben allen Synchronisationen, Verzögerungen, Beschleunigungen, Zukunftsentwürfen, Traditionsbildungen und so weiter sollte man auch nicht übersehen, wie das Militärische dazu in der Lage ist, Zeit zu vernichten, sie zum Verschwinden zu bringen. Gerade diese Einübung in Befehlsstrukturen und Befehlskulturen hebt Zeit insofern auf, als viele der Befehle, zu deren Empfängern wir seit frühester Kindheit geworden sind, uns nicht mehr verlassen. Wir mögen sie zu unseren Gewissheiten gemacht haben, mögen von ihnen verletzt worden sein, mögen sie als schlechtes Gewissen mit uns herumschleppen oder von ihrer Richtigkeit auf Biegen und Brechen überzeugt sein. Aber diese Befehle werden uns bis ans Ende unserer Zeit begleiten.⁴²

Dass im Bereich des Militärischen mit besonderem Nachdruck auf Gehorsamsanforderungen und damit unweigerlich auch auf bestimmte Zeitproduktionen geachtet wird, muss nicht verwundern. Schließlich haben wir es hier mit Gewalt und Tod zu tun. Nichts markiert die Grenze von Gesellschaftlichkeit deutlicher als der Tod. Er ist das Antisoziale schlechthin – und deswegen müssen alle, die

⁴⁰ Ebd., S 360 f.

⁴¹ Vgl. Macho, Befehlen (Anm. 11), S. 68.

⁴² Ebd., S. 71 f.

sich in seine Nähe begeben, in besonderem Maße sozialisiert werden, und das heißt eben auch temporal organisiert werden.⁴³

Mit diesen wenig erfreulichen und insgesamt recht behaviouristischen Worten könnte ich schließen – um mir damit selbst zu widersprechen. Denn wäre ich ernsthaft der Auffassung, wir wären alle Opfer einer omnipotenten Befehlsstruktur, die uns dem militärischen Apparat bereits gut konditioniert zum Fraß vorwirft, ließe das meiner (impliziten) Aussage entgegen, es gäbe eine Vielzahl paralleler, divergierender, konkurrierender und gar konträrer Formen des Zeitwissens. Und natürlich sind diese auch im Militärischen gegeben und immer gegeben gewesen. Man kann beispielsweise die Desertion als eine Praxis verstehen, der die Einsicht in das Funktionieren dieses militärischen Zeitregimes vorausgeht – und als die effektivste Art und Weise, sich diesem Zeitregime mit seinen Zumutungen durch Befehl und Synchronisation zu entziehen.⁴⁴

⁴³ Vgl. Bröckling, *Disziplin* (Anm. 2), S. 9.

⁴⁴ Vgl. Michael Sikora, *Disziplin und Desertion. Strukturprobleme militärischer Organisation im 18. Jahrhundert*, Berlin 1996.